

Moderne Essays

zur

Kunst und Litteratur

Herausgeber: Dr. Hans Landsberg

Wilhelm Raabe

von

Wilhelm Jensen.

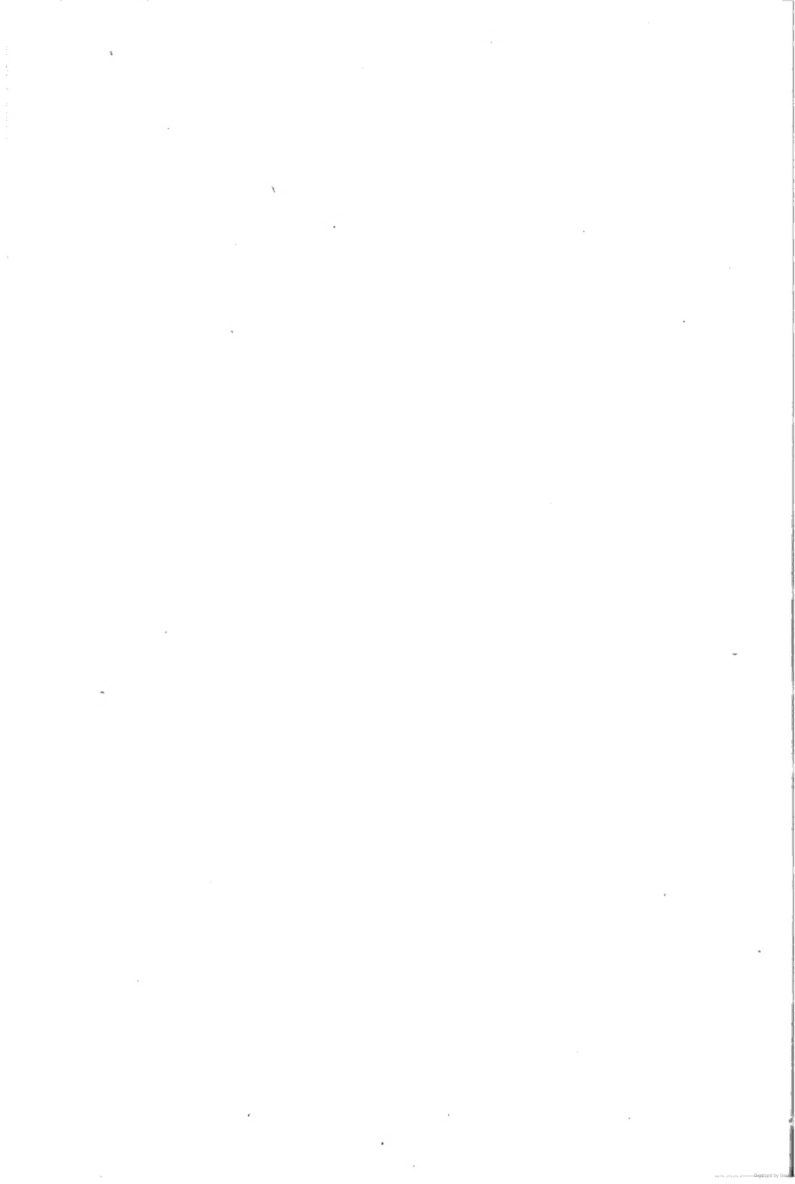


Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung
Berlin III, 1901.

REP. G. 4102



~~FT 942 A. 1~~





Wilhelm Raabe (geb. am 8. Sept. 1831).

Presented by
PROF. H. G. FIEDLER.

Wilhelm Raabe

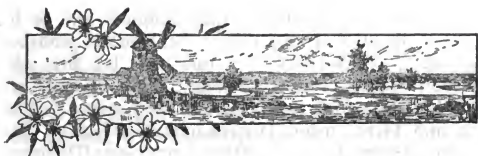
von

Wilhelm Jensen.

Berlin 1901

Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung.

UNIVERSITY
12 FEB. 1940
SERIALIZED



Wilhelm Raabe

zum 8. September 1901.

Wilhelm Raabe siebzig Jahre!

Ist's denn Wirklichkeit, kein Rechnungsfehler, Alter? Sind denn beinah vier Jahrzehnte über uns und um uns weggeflogen, seitdem wir zum ersten Mal in der guten Schwabenhauptstadt am Nesenbach zusammengetroffen? Sie hat seit jenem Tag ein sehr verändertes Gesicht angenommen, und auch wir haben's ihr darin gleich gethan. Aber wenn wir wieder miteinander durch ihre alten Teile gingen, fänden wir doch noch Manches, das sich wandellos forterhalten, und wir würden stehen bleiben und uns zunicke: Ja, das war ebenso zu unserer Zeit, als wir hier jung gegangen. Nur würden sich fremde, unbekannte Leute um uns her bewegen und sich wundern oder uns für etwas simpel im Kopf ansehen, was wir an dem alten Häusergerümpel zu gaffen hätten, wo doch rings im Umkreis so viele Prachtstraßen der Gegenwart mit großartig-herrlichen, zeitgemäßen Neubauten zu bestaunen wären.

Und so, wenn wir uns dann in die eigenen Gesichter blickten, fänden wir wohl auch noch die alten Grundzüge darin wieder heraus. Denn ob auch Sonne, Wind und Regen langer Jahre verwitternd drüber

gefahren und der Wegstaub graue Rahmen um sie her gelegt hat, ihr Wesentliches ist doch unverändert geblieben. Ich glaube, gleicherweise bei mir, wie bei Dir, aber nicht von mir gilt's heut zu reden. Nur insoweit, als mir das Recht zufällt, auszusprechen, daß meine Freundschaft und Liebe, meine Herzensanhänglichkeit an Dich und meine Bewunderung für Dich niemals eine Wandlung erlitten hat. Das ist ein schönes Recht, und nicht allzuhäufig im Lebensverband zweier Menschen kann es beansprucht werden.

Als wir jung zusammenkamen, warst Du mir im Alter um sechs Jahre voraus, an Reife und Lebenssicht, Eigenart und innerem Besitztum um vieles mehr. Du warst schon ein Großhändler mit Deinem Gedankenvorrat, während ich mein Geschäft erst im Kleinhandel anfang. Und so ist es geblieben, Du bist mir immer noch um die sechs Jahre voraus. Ich habe mich bemüht, Dich einzuholen, doch es ging nicht. In der Stille Deines Komptoirs nahm Dein Habet zu übergroß zu; sei ohne Reid heute von mir begrüßt, Du vielfacher Millionär!

Wäre es an mir gewesen, dem deutschen Volke zu diesem Tag ein Bild Deines Lebens, seines Werdens und Gewordenseins vor Augen zu halten? In manchem hätte ich's vielleicht besser gekonnt als andere, denn Dich, den Menschen, kennen wohl wenige so genau wie ich. Doch ein Gesamtbild Deiner Dichtung zu entwerfen, für ein so großes Gemälde im schlichten, stillen Rahmen Deines Lebens hätte mir's an Befähigung und Mut gefehlt. Und es wird nicht an Solchen mangeln, die, mit frischer Kraft, fleiß und Selbstvertrauen ausgerüstet, sich eine Hauptaufgabe ihrer Thätigkeit daraus gestalten. Sie werden Dich gründlicher, gediegener zum Objekt der »literarischen Wissenschaft« machen, als ich dazu im stande gewesen wäre. Und nur um Eines ist's schade dabei, daß ich ihnen nicht über die Schulter sehen kann, um ab und zu einmal ihre berufenen Federn anzuhalten: Halt! hier weiß der

Freund besser Bescheid. Das entspricht nicht dem Sinn und der esoterischen Gedankenwelt Wilhelm Raabe's.

So beschränke ich mich darauf, im Nachstehenden noch einmal zu wiederholen, was ich ab und zu im Gange unseres Lebens über Deine »Thaten« niedergeschrieben habe. Nur »disiecta membra« sind's, doch sie sprechen aus, was ich von Dir gehalten, gedacht und beim Lesen Deiner Bücher empfunden. Und ob sie sich nur auf einzelne beziehen, trittst doch Du, Dein innerstes Wesen, wie es von jeher in mir gelebt, aus ihnen hervor. Unverändert geblieben bis zum heutigen Tag, wie mein Gefühl für Dich und wie meine Meinung von Dir.

So laß uns denn auch unverändert, so lang es die Parze noch gestattet, mit einander auf dem wunderlichen Weg des Lebens weiterwandern, mein Alter, manchmal vor den alten Erinnerungen anhalten und uns um die großartig-herrlichen und zeitgemäßen Neubauten in den Prachtstraßen der Gegenwart nicht mehr bekümmern, als es von jeher Brauch und Neigung bei uns gewesen.

Dein alter
Wilhelm Jensen.

Orien am Chiemsee,
8. September 1901.

1868.

Ein Roman von Wilhelm Raabe.

Wilhelm Raabe: Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge.
(Stuttgart 1868.)

Wir gestehen, daß uns im Augenblicke, wo wir über das vorstehende Buch zu reden gedenken, eine ungewohnte Jaghaftigkeit ergreift. Wir würden nichts davon empfinden, wenn wir über ein Werk zu schreiben beabsichtigten, das vor hundert Jahren erschienen wäre. Der Satz »de mortuis« erstreckt sich nicht auf die Literatur. Lob und Tadel vermag über ihre Leistungen unparteiisch ausgesprochen und in gleicher Weise angenommen zu werden. Aber es ist nicht der Brauch unseres Landes, über Lebende große Dinge gelassen anzuhören, und doch haben wir von einem Lebenden zu berichten, den wir nicht gegen einen Toten zurücksetzen. Wir sollen den Mut haben, es öffentlich auszusprechen, daß unsere Zeit und unser Volk einen Dichter besitzt, der darum nicht minder unsterblich sei, weil er noch nicht gestorben ist. Und es kommt hinzu, daß wir es mit einem Dichter zu thun haben, dessen »concealet beauties« vielleicht die schönsten sind, bei dem man, mehr als bei andern, »der Welt deuten muß, was ihrer Beachtung wert ist«, der unbekümmert um ihren Beifall unter den lauten Schwärmern des Marktes steht und gelassen dreinblickt, ob die Menge ihnen nachläuft und ihn vereinsamt stehen läßt.

Wilhelm Raabe ist kein Neuling in der Literatur. Sein erstes Werk, mit dem er in die Oeffentlichkeit trat, die »Chronik der Sperlingsgasse«, war so bedeutend, daß zu fürchten stand, es könne sich der nicht geringen Zahl von Erstlingserscheinungen unserer Dichtung an-

reihen, die wie ein Meteor auftauchen, eine Weile leuchtend dahinziehen und ohne Nachfolger verschwinden. Die Dichter dieser Art gleichen Kindern, deren Talente zu früh Bewunderung erregen. Sie halten selten, was sie versprechen, und selbst wenn sie dazu befähigt sind, wird der Beifall ihnen verderblich, weil sie sich von ihm getragen wähnen und anstatt sicher aufwärts zu schreiten, emporfliegen zu können meinen. Es giebt keinen gefährlicheren Irrtum, als den, daß die Begeisterung allein im Stande sei, ein dauerndes Werk hervorzubringen. Sie entwirft den Plan, aber die Ausdauer führt den Bau auf. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun“. Die Kärner der Poesie sind die kombinierenden Gedanken, die nimmermüden Häfcher des Proteus, der in tausendfachen Wandlungen der ordnenden Hand zu entschlüpfen strebt, jene kühle, feste Verständigkeit, die nicht den Dichter ausmacht, aber den großen von dem kleineren, oder richtiger zu sprechen, den glücklichen von dem unglücklichen Dichter unterscheidet. Niemand besaß sie in höherem Grade als Cervantes, Shakspeare, Goethe. Sie fehlt den meisten deutschen Poeten und — so paradox es klingen mag — besonders den französischen.

Wir beabsichtigen hier nicht, eine Kritik der Romane zu schreiben, die Raabe unter dem durchsichtigen Pseudonym Jacob Corvinus auf die »Chronik der Sperlingsgasse« folgen ließ. »Die Kinder aus dem Walde«, »Drei Federn«, »Die Kinder von Finfenrode« zeigen eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit jener. Sie sind von derselben Mutter und haben die nämliche Milch getrunken. Es ist das — wir müssen besser sagen: es war — ein wunderbar liebliches Weib mit jenen wehmütigen Augen, die groß und blau wie herbstlicher Himmel in die Welt hineinschauen. Nachts, wenn die Menschen schliefen, kam sie im Mondenlicht über die Dächer der alten Stadt und klopfte leise wie mit Geisterhand an Jacob Corvinus Fenster. Es mögen etwa fünf Jahre vergangen sein, seitdem sie

verschwunden. Sie ist nicht gestorben, sie lebt irgendwo in einem weltentlegenen Thale, vielleicht in einem heimlichen Herzenswinkel dessen, der sie geliebt. Doch auch er ist verschwunden wie der Name Jacob Corvinus. Im Jahre 1864 erschien »Der Hungerpastor« und sein Verfasser nannte sich: Wilhelm Raabe. Ueber dieses Buch ließe sich ein anderes Buch schreiben, und vielleicht übernimmt ein Litterarhistoriker der Zukunft diese Aufgabe. Aus Pietät gegen die Ueberlieferung seiner Vorgänger, die nicht müde wurden, der Welt zu versichern, daß sie sich im Zeitalter der Epigonen befinde, wird er mit möglichst schlechter Meinung an die Beurteilung unserer literarischen Periode gehen. Doch wenn er ein redlicher Mann und nicht gänzlich vom Hauche des Geistes unberührt geblieben ist, den er in seinen Wandlungen zu begleiten unternimmt, so werden ihm erst einige Bedenken kommen, die sich allmählich zu einer gewissen Beunruhigung steigern. Er wird sich verwundert fragen, ob in der Poesie ein ähnliches blind angenommenes Dogma geherrscht habe, wie in der Religion? Ob die Unübertrefflichkeit unserer sogenannten klassischen Periode ein ebenso starrer Glaubensartikel gewesen sei als die Erbsünde? In seiner Unbefangtheit aber wird er keinen Grund auffindig zu machen wissen, warum ein schlechtes Gedicht von Goethe höher zu schätzen sei als ein gutes von Geibel, warum die schlechten Hexameter des Kleist'schen »Frühlings« klassisch und die guten des Grosse'schen »Mädchen von Capri« epigonenhaft genannt werden müßten. Denn wohl ihm, er wird über Tote urteilen und nicht über Lebendige. Geist wird ihm Geist und Abhub Abhub sein, und sein Gutachten dahin lauten, daß die deutsche Poesie im neunzehnten Jahrhundert sich von den stolzen Aesten des vorhergegangenen in unzählige kleinere Zweige zerspalten habe, daß aber ihre Gesamtäußerung, die Blüte des ganzen Baumes, sowohl an Reichtum als an Farbenpracht und Duft die nämliche geblieben sei, und wenn sie in einigen

Beziehungen zurückstehe, dafür in manchen andern die Gaben des früheren Lenzes übertreffe. Außerdem wird er eine merkwürdige Entdeckung machen, die uns hier besonders angeht. Er wird finden, eine Hauptklage unserer Zeit habe darin bestanden, daß unsere Literatur an echtem, tragischem Humor völlig verarmt sei, daß Cervantes und Lesage, Sterne und Goldsmith, Smollet und Fielding eine neue Blüteperiode in Deutschland erlebt; daß Dickens und Thackeray bei uns fast noch mehr geschätzt wurden als in ihrer Heimat. Und mit einem feinen Lächeln wird er die Thatsache verzeichnen, daß die Deutschen während aller dieser Klagen selbst einen Humoristen besaßen, der keinem von den genannten großen Romanschriftstellern des Auslandes nachstand und sich nur dadurch von ihnen unterschied, daß er noch nicht gestorben war und selbstverständlich bei seinen Lebzeiten weniger gelesen wurde, als jene nach ihrem Tode. Und dann wird dieser Literaturhistoriker, obwohl er das Abwägen zweier geistiger Kräfte gegeneinander auf der gelehrten Krämerwaage haßt, sich dennoch genötigt sehen, einen Vergleich zwischen Jean Paul, Friedrich Richter und Wilhelm Raabe anzustellen. Viele Ähnlichkeiten wird er zwischen ihnen nachweisen. Daß Beide von dem allgemeinen Brauch ihrer Zeitgenossen abgewichen und statt für Frauen und Jünglinge für Männer gedichtet, daß sie auf der Höhe des mannigfachen Wissens ihrer Zeit gestanden und ihr Verständnis nicht nur poetisches Gefühl, sondern gereifte Geisteskraft und selbständigen Charakter erfordert habe; daß sie Beide einsam in ihrer Lebensanschauung und ihrer Kunst emporgewachsen sich über den Raum eines halben Jahrhunderts die Hände reichen.

Wir wissen nicht, ob dieser Kritiker dann den »Abu Telfan« als das bedeutendste Werk Raabe's hinstellen wird; aber vermutlich wird er's von denen, die wir bis jetzt kennen. Und er wird dies ungefähr in folgender Weise begründen: Abu Telfan erfüllt jene Anforderung, die Hamlet an das Kunstwerk stellt, ein

echtes Spiegelbild seiner Zeit zu sein. Nicht im Sinne eines Kaleidoscops, das eine bunte Fülle von Weltbegebenheiten dem Auge vorüberdrängt, sondern in dem jener scharfgeschliffenen Gläser, die uns einen Einblick in die geheimste Werkstatt der Natur ermöglichen. Diese Natur selbst aber ist wiederum nur ein Spiegel, und konzentriert ihre Strahlen auf den Menschen, als auf ihren Brennpunkt: Der Mensch bildet das Objekt aller Kunst, auch dort wo er nicht sichtbar ist. Wir empfinden ihn überall; seine Freude belebt den Frühling, und seine Trauer entblättert den Herbst. Von ihm erzählt die Woge des Meeres, und die Äthergipfel der Berge reden seine Geschichte. Wer uns sein Geheimnis erschließt, faßt die Gegenwart und deutet das Vergangene wie die Zukunft. Er hält das flüchtige an auf seiner Bahn und offenbart in ihm das Ewige. Dies hat auch Wilhelm Raabe in seinem »Abu Telfan« gethan. Ein Motto steht am Beginn dieser Blätter, in ihrer Mitte und an ihrem Schluß, das tiefsinnige Wort Mohamed's: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, würdet ihr viel weinen und wenig lachen“. Wie die trüben Wasser eines Bergstromes, die den vereisten Firnen der Gletscherwelt entrollt sind, ihre Wogen mit dumpfem Brausen durch nächtige Tiefen fortgewälzt, donnernd in Abgründe hinabgestürzt und an tausend Felsklippen zerschellt haben — wie sie, an lachenden Ufern vorüber in den friedlichen See der Ebene sich ergießend, sein klares Gewässer weithin erkennbar mit dunkler Flut durchströmen, so ziehen jene Worte düster-ernst durch die spiegelnde Fläche des Lebens, das in der Dichtung vor uns emporsteigt. Auf ihr wiegen sich huntbewimpelte Kähne im Sonnenlicht, kluge und närrische Menschen, grauhaarig und mit blonden Locken sitzen darin. Sie grüßen und winken sich zu; sie jubeln und lärmen und lachen; sie reichen sich die Hände, wenn der Wind ihre Fahrzeuge dicht aneinander vorübertreibt. Manchmal springen sie hastig aus einem schwankenden Nachen in den andern und schließen sich

ans Herz. Doch unter ihnen in der Tiefe geht der düstere Strom dahin, unsichtbar, unheimlich. Schweigsam nur hin und wieder faßt er ein Schiff aus der tollenden Menge, trägt es unwiderstehlich fort und wirft es fernab aus an dem trüben Gestade, von wo keine Rückkehr möglich ist, dessen stille Bewohner »wenig lachen und viel weinen«.

Es ist nur auf zweierlei Weise möglich, einen Begriff von dem Inhalte des Abu Telfan zu geben; man kann ein Buch darüber schreiben oder ihn in wenig Worten andeuten, wie jener Lieblingsjünger Jesu das ganze Wesen der christlichen Religion in den Satz zusammengefaßt hat: „Liebet euch untereinander!“ »Abu Telfan« enthält die Geschichte eines Mannes, der zehn Jahre lang in »Abu Telfan im Tumurkfeld am Mondgebirge« als Gefangener unter einem bössartigen Negerstamm gelebt. Doch der wissenschaftliche Geograph, der sich nach Aufklärungen über die Quellen des Nil sehnt, der Zoolog, der an die Fischgattungen des Tschadsee denkt, der Freund tropischer Vegetation und vor allem der Bewunderer Gerstäcker'scher Reiseabenteuer wird sich bald enttäuscht sehen. Die Geschichte beginnt erst mit dem »Abu Telfan«, das Herr Leonhard Hagebuscher, der Reisende vom Mondgebirge, daheim in der Heimat zu Nippenburg wiederfindet. Was ist Nippenburg? Ein Städtchen in einem deutschen Vaterländchen. Wo ist Nippenburg? Ueberall, wo der Himmel über der »guten Gesellschaft« im großen deutschen Vaterlande blaut, wo er über Honoratioren die Sonne scheinen und regnen läßt, wo Kinder geboren, gesäugt und großgezogen werden; die Einen, um vielleicht bis an die Enden der Erde verschlagen, doch mit der nämlichen Geste und denselben Krämergefühlen in Herz und Haupt, die unverändert gebliebenen Gassen der ehrsamten Vaterstadt wieder zu betreten; die Andern, um in dem engen Winkel der halbverfallenen Mauer oder unter dem schiefen Giebel gegenüber geboren und lebendig begraben zu werden — um das Weichbild der

Stadt nie zu überschreiten und doch vom Unbeginn bis zu Ende in Abu Telfan zu leben, dem Tumurkielande, unter den Negern des Mondgebirges. Ueberall dort ist Nippenburg, überall dort die Residenz mit der Bronzestatue des Großherzogs, dessen Standbild die dankbaren Unterthanen der Vergangenheit zur Bewunderung für die dankbaren Unterthanen der Gegenwart errichtet. Ja, die Besten unserer Zeit, wie die Besten in diesem merkwürdigen Buche leben alle auf dem Mondgebirge. Selten ist Einem der Weg zur Rückkehr bereitet. Nur in den Bildern seiner Sehnsucht steht die Heimat im goldenen Morgenlichte der Kindheit vor ihm. Doch kommt er ihr näher und näher, so liegen die Nebel schwer und drückend über dem engen Thal. Sie hüllen ihn ein und beängstigen den freien Atemzug seiner Brust. Sie dulden ihn nicht und treiben ihn wieder in den Kampf der Welt hinaus, in die Ruhe der Nacht und des Todes, oder in die Stille weltabgeschiedener Einsamkeit, wo die fallenden Tropfen des Wasserrades wie die Körner der Sanduhr der Stunden, die Tage, die Jahre zählen — alle jagt die Sehnsucht wieder davon, fort aus Nippenburg und von dem Bronzebild des Landesvaters, zurück ins Tumurkieland, das Land des Mondgebirges und der mondbeglänzten Träume, »wo man viel weint und wenig lacht«. Die Dichtung enthält so eine große Tragödie, nicht auf hohem Kothurnschritt der Bühne, sondern im gleichmäßig stillen Gange des täglichen Lebens. Wer das Buch aus der Hand legt, ist reicher geworden und die Welt vor seinen Augen hat andere Gestalt und Farbe gewonnen. Wohl eine ernstere, und ernster auch wird sein Ohr auf die fallenden Tropfen im Menschenleben lauschen. Doch auch das frohsinnige Lachen wird er nicht verloren haben, denn wenn er wieder hinaus-schreitet und sich umblickt: siehe, Nippenburg ist doch überall.

So etwa mag der kommende Litterarhistoriker sprechen. Er braucht nicht den Inhalt »Abu Telfans«

in dürrer Nacktheit hervorzuziehen, wie der Chemiker aus feurigem Weine den Grundstoff des Weingeistes destilliert. Denn lange schon wird hoffentlich das Werk ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden sein. Wir aber gedenken noch einmal jenes anderen Dichters, mit dem Wilhelm Raabe eine unverkennbare Ähnlichkeit bietet, dem er jedoch in einer und nicht der geringsten Beziehung überlegen ist, nämlich in der Deutlichkeit und Verständlichkeit seiner Werke. Die »Zettelkästen« Jean Paul's mit ihrem gelehrten Apparat, ihren Hirten- und Zirkelbriefen, Frucht- und Dornenstücken, Schalttagen und Appendigen, Extraseiten, Extraworten, Extrasilben, Postskripten, Werken und Werkchen, sie sind das Unheil für einen der tiefstinnigsten Dichter, die Deutschland und die Welt gehabt, denn sie erschweren dem Gelehrtesten die Lektüre seiner Bücher und machen sie dem Ungebildeten unmöglich. Deshalb ist er, der, wie Börne schon sagt, „so tief für die Armen und Beladenen fühlte“, dem Volke selbst so wenig bekannt geworden. Und deshalb besser vielleicht noch als auf ihn, lassen sich die Worte aus Börne's »Denkrede auf Jean Paul« auf Wilhelm Raabe anwenden: „Nicht allen hat er gelebt. Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungerigen ein in die Stadt seiner Liebe. — Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre.“

1870.

Der Schüdderump.

Roman in drei Bänden von Wilhelm Raabe.

Es ist eine neue, eigentümlich ideale Kunstform, welcher der Verfasser mit dem vorliegenden Buche ihren Schlußstein eingefügt hat. Wir besitzen Trilogien auf dramatischem Gebiet und hin und wieder auch auf epischem, sowohl in Form des Gedichtes wie des Romans. Doch der Gedanke, den wir bisher mit einer solchen verbunden, war unzertrennbar von der Identität der handelnden oder leidenden Hauptgestalten innerhalb des dreifachen Rahmens. Diese reisten ihrem Heil oder ihrem Verderben entgegen; das einzelne Stück bot eine in sich abgeschlossene Handlung, die jedoch den Keim zur folgenden schon in sich trug und im Gedanken des Lesers eine Weiterentwicklung erheischte. Eine solche Trilogie schließt notwendig mit dem Sieg oder dem Untergang des Helden, d. h. eines Charakters, dessen Auf- oder Abwärtschreiten die Dreiteiligkeit uns zur Einheit gestaltet und unser Interesse an dieser Kunstform bedingt.

Was Wilhelm Raabe zum erstenmale versucht hat, ist eine Trilogie, in der an die Stelle eines Charakters eine Idee getreten. Diese Trilogie liegt jetzt vollständig in den drei dreibändigen Romanen »Der Hungerpastor«, »Abu Telfan« und »Der Schüdderump« vor uns, und der Dichter beschließt das letzte Werk mit den Worten: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck, am Fuße des alten germanischen Zauberberges.“ —

Er hat recht. Ein langer und mühseliger Weg war es durch das Elend, die Täuschungen des Menschenlebens und Menschenherzens. Wie die Kunst der Neuzeit die Sonne zwingt, bis ins Kleinste getreu die Gestaltung der Erdendinge im Bilde wiederzugeben, und zwar so genau, daß dies Bild die Anwendung des schärfsten Vergrößerungsglases nicht nur verträgt, sondern verlangt, um die höchste Ähnlichkeit zu erweisen, so zwingt Raabe das geheimste Leben des Menschenherzens auf die weißen Blätter seines Buches, und das Auge, das am meisten geschärft worden, in die Tiefen des Schmerzes, der Wehmut, der Betäubung jedes bangen Gefühls, jeder süßen Täuschung hinabzublicken — immer findet es die Wahrheit, als ob die Sonne selbst das Bild entworfen.

Aber von dieser Sonne selbst liegt wenig auf den Bildern. Sie bricht nur hin und wieder einmal hastig aus zackig zerrissenem Gewölk; sie liegt nur dann und wann mit jenem melancholisch grünen Licht darüber, das nicht mit lachendem, wärmendem, gradem Strahl vom Himmel stammt, sondern von irgendwoher trübschimmernd reflektiert wird, fast wie um zu beweisen, daß selbst die Sonne, die große leuchtende und ernährende Allmutter des Lebens, nichts sei als eine Täuschung.

Wenigstens für die Menschen — nur die Natur, die nicht hofft und sich nicht täuscht, badet sich manchmal im wirklichen Himmelsglanz: „Die Harzberge erhoben sich lachend im blaugrünen Glanz, über den Feldern und Wiesen lag jenes flimmern und Zittern, welches auch über den Werken der großen Dichter liegt und überall die Sonne zur Mutter hat.“ — Es ist sonderbar, so trüb das Licht ist, das die Trilogie Wilhelm Raabe's umbreitet, jenes flimmern und Zittern liegt doch darin, wie in der heißesten Mittagsglut, wie in den Werken der größten Dichter, und bezeugt, daß es trotz allem auch die Sonne, die Wärme des Herzens, zur Mutter hat. Aber es ist eine Mitternachtssonne,

wie sie vom Horizont die hochnordische Welt überfließt und mit ihren einsam schrägen Strahlen schaurigeren Eindruck erweckt als lichtlose Nacht.

Trübe Bücher sind es, die drei, die wir genannt. Hüte Dich, sie zu lesen, der Du meinst, ein Buch lasse sich abschütteln und Du könntest wieder so froh lachen, wenn Du es beendet, wie zuvor. Diese Bücher gleichen der Biene, deren Stich nicht nur schmerzhaft ist, die fortfliegend ihren Stachel in der Wunde hinterläßt. Denn sie enthalten nicht die Schicksale der einzelnen Menschen, von denen sie erzählen, sondern die, denen die Menschheit von Unbeginn bis zum Ende unterworfen ist.

Alles Glück ist eitel — das ist der Gedanke, der die einheitliche Idee der Raabe'schen Trilogie bildet. Glücklich ist nur, wer, fruges consumere natus, von Tag zu Tag ohne umzublicken der täglichen Bürde des Lebens nachgeht; das Glück, das feinere Empfindung und höher strebender Geist sucht, es zerschellt an der Stumpfheit, der Narrheit der plumpen Materie der Welt. Eine herbere Weltanschauung ist nie in einem Kunstwerk niedergelegt worden. Man hat die Heine'schen Gedichte die Uebertragung der Hegel'schen Philosophie in die Lyrik genannt; will man die Raabe'schen Romane in ähnlicher Weise vergleichen, so kann man sie nur als epische Gestaltungen der Reflexionen Schopenhauer's bezeichnen.

Sie haben jetzt und werden für immer nur ein engumgrenztes Publikum besitzen. Sie wollen nicht nur durchdacht, sie wollen in den Schauern, die sie durchrütteln, mitempfunden werden. Eine stumme, titanenhafte Anklage liegt in ihnen, ein Schrei, der nicht hervorbricht, sondern nach innen gewendet die edlen Organe des Lebens ertötet, eh' er die Brust zersprengt, ein »Kampf um's höhere Dasein«, der seinen Lohn in dem hoffnungslosen Kampf, nicht in der Erreichung seines Zieles finden muß.

Solche Bücher kann nur ein deutscher Dichter schreiben und nur deutsche Leser können sie verstehen. Ihrem Tiefsinn widerspricht jeder Effekt, er gleicht der Einfachheit der Natur, die um so mehr ergreift, je weniger eine menschliche Hand an dem geheimnisvollen Zauber ihrer Wirkung Anteil zu haben scheint. Doch in der Geschichte der Empfindung, der Lebensauffassung deutschen Gemütes wird diese Trilogie Wilhelm Raabe's nicht untergehen. Sie wird wie jene Eichen sein, um die rastlos das lebensfreudige vergängliche Gezweig des Waldes sich erneuert, während sie noch nach Jahrhunderten mit ihren dunklen, rätselhaften Wipfeln zum Himmel auftrauschen.

Der Kampf um das Edle, das am plumpen Widerstand der Welt erliegen muß, ist das Glück der feiner Organisierten — das ist der Grundgedanke des »Hungerpastor«, des »Abu Telfan« und des »Schüdderump«. Die beiden ersteren Bücher der Trilogie sind seit längerer Zeit bekannt, und wo sie nicht einer landläufigen, vom Durchblättern lebenden Kritik in die Hand gefallen, in gleicher Weise wie von uns beurteilt. Für jene Art der Kritik sind sie allerdings Bücher mit sieben Siegeln, wie alles, was nicht nach gemeinem Küchenlot, sondern nach spezifischem Gewicht beurteilt werden muß. Sie werden mit der Schablone des »halbhumoristischen und halbernsthaften Romans« abgethan, und der Kritiker ist glücklich, eine Kategorie gefunden zu haben, in die er das unerquickliche Buch, das nicht nur Gedanken giebt, sondern auch noch zudringlicher Weise solche vom Leser fordert, hinein zu registrieren vermag, und noch glücklicher, dadurch der Mühe überhoben zu sein, es zu lesen. Dies alles wußte Raabe besser als wir und setzte deshalb dem Schlußwerk seiner Trilogie das Bürger'sche Motto vor:

„Ergötzt Ihr
Nicht lieber Euch am lächerlichen Tand
Der Thorheit? Oder an dem heiteren Glück,
Womit am Schluß des drolligen Romans
Die Lieb' ein leichtgenecktes Paar belohnt? —
Vielleicht! —“

Nicht vielleicht, sondern gewiß! Von Tausenden zieht gewiß höchstens ein Einziger den »Schüdderump« dem »lächerlichen Tand der Thorheit eines drolligen Romans« vor. Denn um die Lippe dieses Einen muß etwas von der weltverachtenden Ironie und zugleich von der tödlichen Sehnsucht, dem »Hunger« nach dem wahren Glücke zucken, deren Hauch die Trilogie durchweht und deren Mutter doch auch die Sonne ist.

Der Titel des letzten Romans, »Der Schüdderump«, wird von vornherein nur Wenigen verständlich sein. Der Dichter erklärt ihn deshalb im Beginn des Buches. Er erzählt, daß er „mit dem Postwagen in einem hellen, lustigen norddeutschen Städtchen angekommen“, wo er während des Wartens auf die Weiterfahrt zufällig die Bekanntschaft des Totengräbers macht, der ihm berichtet, daß der Ort als einzige Sehenswürdigkeit einen echten „Schüdderump“, den einzigen, der noch in der Welt existiere, besitze. „Hinter der Kirche befand sich der Kirchhof; dicht am Kirchhofe lag meines Begleiters Amtswohnung, und dicht neben meines Begleiters Amtswohnung war ein uraltes steinernes Gewölbe, abgesperrt durch eine rostige, schwarze, eiserne Gitterthür. Diese Thür schloß der Traurige auf, deutete in den dunklen Raum und sprach unheimlich hohl: „Da steht er!“ Und mit unheimlichstem Behagen fügte er hinzu: „Und jedermann muß sagen, daß er eine große Merkwürdigkeit ist und für jedes Mausoleum eine große Ehre wäre.“ Da stand er wirklich — ein hoher schwarzer Karren auf zwei Rädern, mit einem halberloschenen weißen Kreuz auf der Vorderwand und der Jahreszahl 1615 auf der Rückwand. Mein Begleiter legte zärtlich die Hand darauf und sprach: „Trete der Herr nur näher; man sagt, und es steht auch davon geschrieben, er sei der einzige in der ganzen Welt. Anno 1665 ist er zum letzten Male gebraucht worden — sieht der Herr — so!“ Und der heitere Bursche zog den Karren herum, schlug einen Kegel weg, und die abscheuliche Maschine that einen Ruck und kippte über und schüttete eine

imaginäre Last von Pestleichen in die Grube. — — Ein Pestleichenwagen also war der „Schüdderump“, der „die Rümpfe schüttete“. „Ich versichere dem Herrn, es ist bequem für beide Parteien“, sagte der Totengräber, Abschied nehmend und bedauernd, daß der löbliche Magistrat und Kirchenrat den praktischen Wagen nicht in der Cholerazeit wieder hervorgeholt und zu Ehren gebracht, denn „so hatte Unsereiner die Plackerei davon.“

Doch — „dann blies vor der Posthalterei der Schwager, ich eilte zurück, stieg ein und fuhr ab und weiter durch Wiesengrün und Sonnenschein, der goldenen Au entgegen, aber den »Schüdderump« behielt ich für immer im Gedächtnis. Ja für immer, und trotzdem, daß auch ich in meinem Leben mancherlei sah, hörte und bedachte, was dem uralten Gespenst durch lebendigen Schrecken und Schmerz wohl ein Paroli bog. In mancherlei Glanz und Licht sah ich seinen Schatten fallen, in allerlei Flöten- und Geigenklang vernahm ich sein dumpfes Gepolter, und manch einen herzerfrischenden, braven Wunsch, aber auch verschiedenes Andere wurde ich von der Seele los, indem ich wie jener kleine schwarze Mann die Kette aushob, den Karren überkippte und die Last hinabrutschen ließ in die große, schwarze, kalte Grube, in der kein Unterschied der Personen und Sachen mehr gilt.“

Wir brauchen niemandem, der Raabe's Dichtungen kennt, mitzuteilen, daß in dem Buche, das auf diese Einleitung folgt, von keinem wirklichen »Schüdderump« die Rede ist. Der Roman spielt nicht in der »Pestzeit«, sondern in der Gegenwart, zum Teil in Krodbeck, einem Dorfe in den Nordausläufern des Harzes, das man allerdings ebensowenig auf der Karte suchen dürfte, wie Abu Telfan im Tumurkielande, zum Teil in der Vorstadt Mariahilf zu Wien. Der »Schüdderump« aber ist nur ein geistiger Totenwagen, der vorüberrollt, damit die Hoffnung, die Sehnsucht, die Liebe, die Träume der Menschen in ihn hineingeworfen

werden und die Kette ausgehoben wird, der Karren überkippt und die Last hinabrutscht in die große, schwarze, kalte Grube, in der all die begrabene Hoffnung, Sehnsucht, Liebe und Träume der Menschheit von Urzeit her liegen und „kein Unterschied der Personen und Sachen mehr gilt.“

„In mancherlei Glanz und Licht, in allerlei flöten- und Geigenklang hinein tönt das Dröhnen des schaurigen Wagens. Wen die Natur mit verhängnisvoll scharfem Ohr begabt hat, der hört sein dumpfes Rollen immer und immer, ferner oder näher. Nur manchmal läßt er sich von dem „Messer- und Gabelgeklirr des Lebens“ betäuben und vergnügt stimmen — da schlägt plötzlich ein Ton an sein Ohr — „Horch, was war das?“ Vielleicht traf das Rad des widerwärtigen Karrens auf einen Stein im Wege, und so wurde die schauerliche Last ein wenig zusammengerüttelt, und den Ton vernahmen wir mitten im fröhlichen Behagen des Daseins im Kreise der Freunde, einsam am warmen Ofen in der Winternacht, auf der Höhe des Belages, unter den Kränzen der Hochzeitsfeier, im Theater, am Wirtshaus-tisch oder im tiefen, traumlosen Schlaf: Das ist's! und man fährt mit der Hand an die Stirn: so viel Lichter um uns her angezündet sein mögen, so hell die Sonne scheinen mag, auf einmal wissen wir wieder, daß wir aus dem Dunkeln kommen und in das Dunkle gehen, und daß auf Erden kein größeres Wunder ist, als daß wir dieses je für den kürzesten Moment vergessen konnten.“

Und so sitzen sie auf dem Eauenhof bei Krodebeck, am fuße des alten germanischen Zauberberges, die alten wunderbar-überlebten Figuren, der Ritter und Leutenant Herr Karl Eustachius von Gläubigern und die très noble et très puissante Dame Comtesse de Pardiac, Dame Haute-Justicière du Comté de Valcroissant, née Chevalière de Malte par privilège accordé par le Pape Honorius III. à la très illustre famille de Jehan de Brienne, premier Prince de Tyr et ensuite

Empereur de Constantinople, und Jahr um Jahr rollt der schaurige Wagen an ihnen vorüber und schwerer belastet von ihnen weiter — ein halbes Jahrhundert sitzt Hanne Allmann da als Alleinherrscherin des Siechenhauses zu Krodebeck und hört ihn vorüberrollen, und Jane Warwolf begegnet ihm im Staub der Landstraße und wirft ihre Lebenskraft und ihre Thränen mit hinein. Und in Glanz und Pracht auf dem Sammetlager hört das Kind der schönen Marie, die auch das Kind des Siechenhauses von Krodebeck ist, ihn die Mariahilfer Hauptstraße zu Wien heraufrollen, unter ihrem Fenster vorbei, und ihr armes Herz bricht unter seinem Schüttern.

Wer unter den größten Dichtern aller Zeit hat eine das Herz krampfhafter zusammenschnürende Szene geschildert als die, wo Jane Warwolf an das Fenster des Siechenhauses zu Krodebeck klopft, wie sie es seit fünfzig Jahren jedesmal gethan, wenn sie auf ihrem Hausierwege daran vorüberkam, und keine Antwort mehr erhält?

„Sie ließ ihren Stab fallen und sah um sich blind und blaß; sie griff mit beiden Händen nach dem Kopf und rief: „Ist das wahr? ist das wahr? ist das möglich? Hanne, Hanne, mach auf! reg dich! ich bin's, ich, ich, die Jane, die Jane! Hanne, Hanne Allmann, ich bin's! Wir kennen einander länger als fünfzig Jahre, und es soll, es soll nicht wahr sein! — — Ich weiß nicht, wie mir ist; aber Hanne, Hanne Allmann, fünfzig Jahre, sechzig Jahre, und auf solche Weise vorbei! Thür zu und Fenster zu, und alles vorbei, alles vorbei, als ob nie etwas gewesen wäre. Ja, guckt alle nur und seht betrübt — es hat sie kein Mensch gekannt und lieb gehabt wie ich, und ihr wußtet alles und habt ihren armen Sarg gesehen, und ich laufe draußen herum in der Welt, lustig und grimmig, immer lustig! Thür zu, Fenster zu! Alles wie nichts, wie nichts! Keinem Könige kanns grausamer zu Mute sein! O, Herr von Gläubigern, was soll ich anfangen? Sagen Sie mir, was ich anfangen soll?“

Es ist nur ein armes altes Weib, an dem der Schüdderump da vorbeigerollt ist, aber eine schwere, herzbrechende Last hat er mitgenommen.

In unserer Absicht liegt es nicht, über den Inhalt des wunderbaren Buches mehr zu sagen. Wir wollen nur hinzufügen, daß es nicht nur Wunden schlägt, sondern auch Balsam, und zwar den besten, einzigen, auf Wunden legt. Wenn es den Glücklichen aus seinen Träumen aufrüttelt, daß er zusammenschauernd auf das dumpfe Rollen des schlimmen Wagens lauscht, der auch an ihn herannahet, so enthält es doch Trost für den Unglücklichen. Denn alles ist eitel, auch — das Unglück. Der große Schüdderump nimmt es auf wie alles andere und kippt es über in die Grube, wo kein Unterschied von Glück und Unglück mehr gilt.

Seltzam hat Wilhelm Raabe's letztes Buch uns an das letzte Gedicht Lenau's gemahnt, daß er, über den Bord des Dampfschiffes gelehnt, das ihn nach Wien trug, auf die Donau hinabsang:

„Sahst Du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu seh'n,
Wo alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was Dir, und sollt's Dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis Deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.“

Das wäre auch ein Motto für den »Schüdderump«, den »Strom, in den alles wogt und schwindet« gewesen.

1894.

Wilhelm Raabe's
„Chronik der Sperlingsgasse“.

Ein Gedächtnisblatt zum 15. November.

Wilhelm Raabe —

Es ist ein Name von sond'rem Klang —
Swar nicht für der Menge lästernes Ohr;
Er tönt nicht die breiten Straßen entlang,
Ihn jubelt kein lauter bacchantischer Chor.
Fremd klingt er inmitten des wüsten Gelag's
Begeisterter Priester der Götzen des Tag's.

Doch wo sein Name den Zugang fand,
Da drang er zum tiefsten Herzen hinab;
Es fühlten die Besten im deutschen Land,
Daß ihrem Leben Bestes er gab.
Sie stehen zu ihm, ein Areopag
Im wechselnden Heut' und am kommenden Tag.

Vierzig Jahre sind's heute, daß dieser Name zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit erklang. Ein junger Mann setzte ihn oder vielmehr sein Pseudonym »Jacob Cordinus« auf ein kleines Buch unter den Titel: »Die Chronik der Sperlingsgasse«. Und wieder unter ihm stand die Jahreszahl 1854.

Die Jungen sind grau geworden seit jener Zeit; nicht allzuvielen, die den gegenwärtigen Tag noch sehen, waren damals soweit über das Kindesalter hinaus, heut sich dessen, was vor vier Dezennien gewesen, erinnern zu können, schnell nimmt mit jedem Jahr ihre Zahl weiter ab. Eine trübe Zeit war's, politisch und literarisch, fast noch geistig lebloser als die der zwanziger Jahre. Die Stürme von 1848/49 hatten eine tote Stille hinterlassen, ernüchtert, mut- und hoffnungslos sahen die unabhängig Denkenden in die Zukunft. Der

deutsche Bundestag, den man abgeschrieben geglaubt, war wieder aus der Gruft heraufgestiegen, ein Schatten-gepenst, noch einmal, künstlich mit verdorbenem Blut genährt, in's Leben zurückgerufen; schwerlastenden Drucks lag die Reaktion auf allem Denken und fühlen, dem gesprochenen und geschriebenen Wort. Der Mensch galt nichts, nur sein Leumund bei der von Gott gesetzten Obrigkeit, seine unterthänig-fügsame Gesinnung; die Trinität der Polizeiwillkür, des Junker- und Mucker-tums herrschte überall, auf allen Gebieten. In der Literatur bildete Oskar von Redwitz' »Amaranth« das größte Ereignis der Tage, leistete das Staunenswerteste, selbst die Geheimen Regierungsräte für Dichtung zu begeistern, und verwandelte alle höher gebildeten Töchter der achtunddreißig deutschen Vaterländer in verzückte christliche Jungfrauen. Es verknüpfte sich mit einiger Lebensgefahr, in feinsühlenden Damentreisen von dem unsittlichen und gemütsarmen Dichter des »Faust« neben dem Dichter von »Ghismonda's Waldesliedern« zu sprechen.

In dieser faulen Zeit erschien die »Chronik der Sperlingsgasse«, von einem jungen Menschen verfaßt, der sich Jacob Corvinus benannte, anfänglich Buchhändler werden gewollt, sich jedoch eines andern besonnen, eigene Bücher zu schreiben, statt mit fremden zu handeln, und sich zu dem Behuf für einige Jahre nach Berlin in die Hörsäle berühmter Universitätslehrer begeben hatte. Es steht zu vermuten, daß er ihnen seine schriftstellerische Befähigung verdankt, doch in welcher Weise sie ihm diese übermittelt haben, vermag ich nicht anzugeben, mich auch keiner Aeußerung aus seinem Munde darüber zu erinnern. Gewiß ist nur, daß er eines Tages oder richtiger in einer kleinen Zahl von Wochen die »Chronik der Sperlingsgasse« schrieb, die selbstverständlich von den Verlegern, denen er sie zunächst anbot, als ein Zeugnis traurigster Talentlosigkeit erkannt und unter mitleidigem Achselzucken abgelehnt wurde. Erst als der Verfasser sich entschloß, das Büchlein auf eigene

Kosten und Gefahr drucken zu lassen, fand er einen hochherzigen Mann, der tollkühn das ungeheure Risiko auf sich bürdete, den buchhändlerischen Vertrieb zu übernehmen. Alles wiederholt sich nur auf Erden; der Mensch fängt immer auf's Neue hülflos in den Windeln an, und der unbenamte Poet findet keinen geschäftsverständigen Beihelfer für sein Erstlingsbuch. Das heißt, wenn der Inhalt desselben nicht aus Anstands- und Tugendlehren für Backfische, mit magenverderberischem Zuckeraufguß versüßt, besteht.

Das traf allerdings bei der »Chronik« nicht zu. Sie verfolgte nicht den Zweck, »die Herzensbildung unserer Töchter« in Goldschnitt zu fördern, und außerdem war sie ebenfalls kein politisches, soziales, philosophisches, symbolisches, christliches, kurz nach irgend einer Richtung hohe und höchste Regierungsweisheit amarantisch-liebsam berührendes Buch. Noch weniger konnte ein staatlich bestellter Rhadamantys der Literaturgeschichte irgend welchen ethischen, ästhetischen, poetischen Wert zumessen. Statt in Wolfgang Menzel und Julian Schmidt, Dilmar und Gervinus zu lesen, hatte der jugendliche Autor sich vermessen, selbst zu schreiben. Ein größeres literarisches Verbrechen kann niemand begehen; das zu thun oder vielmehr gethan zu haben, sind die Toten vorhanden, und der p. p. Corvinus lebte nicht nur noch, sondern fing sogar eigentlich erst an, zu leben. Er war in höchstem Maße der schweigenden Abwendung aller auf den obersten Richteritz Berufenen wert.

Doch ein altes Wort meint, es müsse ein böser Wind sein, der garnichts Gutes herbeiwewehe, und so brachte selbst die übelluftig-faule Zeit doch auch etwas von solchem Guten mit sich. Sie ließ in Manchen, sogar in recht Vielen und zwar nicht den Schlechtesten, eine gewaltige Sehnsucht nach unverdorbener Luft aufwachen, nach einer geistigen Nahrung, die nicht von Augendienerei und Pietismus, Verlogenheit und Strebertum zusammengekocht wurde. Der Hunger nach einer aus besseren Bestandteilen zubereiteten Kost griff um sich,

und unverhofft-plötzlich fand er eine Befriedigung. Ein solcher Naturdrang aber wirft gelegentlich alles Hergebrachte über den Haufen, und so geschah's, daß beinahe über Nacht Tausende sich erdreisteten, anderer Geschmacksmeinung zu sein, als die großen Rhadamanthen und literarischen Berater des deutschen Volkes. Infolge davon jedoch ward auch fast über Nacht der unbekannt Name Jakob Corvinus durch das erste Titelblatt, auf dem er stand, ein in vielen gutern Häusern gar freundlich, dankbar und hoffnungsfreudig genannter.

Nichts mit äußerer und innerer Politik, Vorschlägen zur Verbesserung der Zeit oder Satire auf sie hatte die »Chronik der Sperlingsgasse« zu schaffen. Sie besaß im Gegenteil eigentlich etwas vollkommen Zeitloses, doch sie glich einem frischen, befreienden Atemzug für die Brust. Auch ein Prediger war das kleine Buch, nur ohne pastoralen Ton und nicht von einem wertlosen Jammerthal im Diesseits auf unvergängliche Seligkeit eines Jenseits hinweisend; sondern von seiner Kanzel aus verkündete es eine Lehre des Menschentums, seiner Freudigkeit und seiner Bekümmernis auf der Erde. Das thats in einer neuen, ihm eigenartigen Weise, dem Leser einen Strauß entgegenhaltend, in dem sich heitere Weltbetrachtung und geheime Wehmut, köstlicher Spaß und ernste Gedanken durch- und ineinanderflochten. Menschenleben war's, wie's immer gewesen und immer wiederkehrt; abgelöst von allen äußeren Zeitverhältnissen, aus seinen Naturwurzeln fröhliche und drollige Blüten austreibend, nützliche und närrische Früchte ansetzend; mit seiner Lust und seinem Leid vom goldenen Sonnenlicht des Humors überleuchtet. Wer das Büchlein las, lachte bald fröhlich auf, nahm bald mitfühlenden Herzens Anteil an Gram und trübem Geschick; aber wer zum Ende gekommen, fühlte, daß ihm das Buch doch noch etwas anderes gebracht, als ein paar lebendig angeregte, in wechselnder Gemütsstimmung verlebte Stunden. Was das Eigentlichste an ihm ausmachte, war, daß es den Menschen auf sich

selbst, auf sein eigenes inneres Leben stellte und zwischen den Zeilen predigte, aus diesem allein erwachte ihm Befriedigung und Glück oder Unmut und Mißerte. Eine souveräne Geringschätzung der Bedeutsamkeit aller wechselnden äußeren Zeitbedingungen für das Wirkliche des Menschenlebens legte der junge Jakob Corvinus an den Tag, und darin ist Wilhelm Raabe ihm bis zum heutigen Tag getreulich nachgefolgt.

Sehr verschieden geartet sind dichterische Anfänge und Erstlingswerke. Die Einen lehnen sich, der Stütze bedürftig, an Vorgänger an, machen sich erst langsam von ihnen frei, zu eigenem Wesen aufwärts zu schreiten; die Andern erscheinen fast wie Pallas aus dem Zeus-haupt entsprungen, sogleich schon in ihrer eigentümlichen Art, und nicht selten bleibt ihre erste Schöpfung die bedeutendste ihres Lebens. Zu den Letzteren zählt Raabe, doch ohne daß die Nachfügung für ihn Geltung besitzt. Seine »Chronik« enthält im Keim fast schon alles, was seine nachfolgenden Dichtungen zu hundertfältigem Blütenreichtum ausgebildet; staunenswert aber dennoch bleibt's, daß ein Mensch, der eben erst in sein drittes Jahrzehnt eingetreten war, ein solches Buch zu schreiben vermochte.

Und eigentlich ist er auch nicht der Verfasser, sondern er hatte einen Kooperator —, Mitarbeiter benennen es die heutigen Zeitschriften mit geschmackvollem Ausdruck — dem er im Grunde alles verdankt. Deshalb ließ er ihn auch niemals von sich, thut's noch heute nicht, hielt allerdings sich nicht ihm, doch ihn sich um den Hals gehängt. So legten sich die Beiden miteinander aus dem Fenster der Straße, in der Jakob Corvinus damals zu Berlin wohnte —, Sperlingsgasse, hieß sie zwar nicht, doch sie war's — und schauten sich im Morgen-, Mittag- und Abendlicht die Behausungen und Menschen näher an, die Gesichter, welche die Letzteren hatten und machten, die ernsthaften und schnurrigen Dinge, die sie betrieben. Davon gewahrte, begriff und verstand aber der junge Student

und angehende Dichter nur äußerst wenig und seine schweigsame Umschau wäre wenig einträglich gewesen, wenn er nicht seinen unzertrennlichen Begleiter und Gehülfen bei sich gehabt hätte. Doch sobald seine Augen ihn so im Stich ließen, griff er nach diesem, setzte sich ihn ritlings auf die Nasenwurzel und dann trug sein Korngnon ihm all die kuriosen, intimen, lustigen und wehmütigen Beobachtungen zu, die er aus eigener Begabung einzuheimisen nicht fähig war. Ohne diese treue Korngnon hätte er weder die »Chronik«, noch seine späteren Bücher schreiben können und verdankt ihm mithin alles, wovon die Leute gemeiniglich glauben, es werde ihm von genialer und dichterischer Naturanlage eingegeben. Er hat eine eigene Art, es zu benutzen, dadurch mit den kleinsten Gegenständen zu »liebäugeln«, am Geringsfügigsten und Unscheinbarsten etwas auffindig zu machen, was andere mit den schärfsten Augen nicht entdecken können. Ich habe ihn manchmal im Verdacht gehabt, daß er mit dem Korngnon auch die wundersamen Dinge hört, welche die Menschen auf der Straße und in seinen Dichtungen reden.

Die »Chronik der Sperlingsgasse« ist nicht Raabe's bedeutendstes Werk, aber der lebenswürdigsten eines, und sie zeigte die Takenspur des Löwen. Zahllose Menschen hat sie erfreut, erheitert, innerlich bereichert und beglückt; daran zu erinnern, daß sie dies heut vierzig Jahr lang gethan, war der Zweck dieser Zeilen. In fast ungezählter Reihe sind dem kleinen Erstling andere nachgefolgt, darunter die »Großen« und »Mächtigen«: »Der Hungerpastor« — »Abu Telfan« — »Der Schüdderump«, um nur wenige mit Namen zu nennen; doch viele weitere noch, bis in die neueste Zeit, von ebenso unvergänglichem Wert. Von ihnen zu sprechen, ginge weit über den Raum dieses Gedächtnisblattes der »Chronik« hinaus; zweifellos ist Wilhelm Raabe der gedankenreichste und tiefstinnigste unter den lebenden deutschen Prosadichtern, nähme die gleiche Stellung vielleicht auch unter den Versdichtern ein —

wenn er's gewollt hätte. Aber er ist ein Kauz von unberechenbaren Schrullen und hat's nicht gewollt. Es scheint, ihm war's genug, nur einmal an einem Gedicht zu zeigen, daß es in seinem Vermögen gelegen haben würde. Denn dies eine — ich glaube sogar ungedruckte — Gedicht: »Des Menschen Hand ist eine Kinderhand« gehört zu den schönsten deutscher Lyrik.

Die »Fachkritik« hat Raabe zahllos mit allen vorhandenen toten und lebendigen, inländischen und ausländischen »Humoristen«, besonders oft mit Jean Paul und Dickens verglichen und auf's Gründlichste auseinandergesetzt, worin er diesen ähnlich und von ihnen verschieden sei, ihnen gleichkomme, sie wohl gar übertreffe oder ihnen nachstehe. Fleißig haben die »Besprecher von Beruf« ihn auf die Wage gelegt, hier vollwichtig, dort zu leicht befunden, den ganzen unermesslichen Schatz ihrer Urteilskraft, Gelehrsamkeit, erschöpfenden Klassifizierungen und literarisch-technischen Bezeichnungen freigebig für ihn geöffnet und all' die uneigennützig Mühe für ihn aufgewandt, welche die Kritik so unentbehrlich, dankenswert, zum Beschützer und Förderer der Dichtung macht. Daneben haben die Besten seiner Zeit ihn seit vierzig Jahren geehrt und geliebt, und die der Nachwelt werden das Nämlische noch um eine gute Weile länger thun. Aber auch er hat seine Schranken; dem großen Wahlspruch unserer Tage, welcher die »Dichtung für das Volk« und die »Kunst für alle« heischt, wird er nie genügen, sondern nach dem Worte Schiller's uur »genug gethan haben für alle Zeiten«.



Schriften von Wilhelm Raabe.

- Chronik der Sperlingsgasse. Berlin 1857.
(16. Auflage 1900.)
Ein Frühling. 1857.
Die Kinder von Finckenrode. 1859.
Halb Mär, halb mehr. Berlin 1859.
Nach dem großen Kriege. Berlin 1861.
Der heilige Born. Wien und Prag 1861. (2. Auflage Berlin 1891.)
Unseres Herrgotts Kanzlei. Braunschweig 1862.
Verworrenes Leben. Skizzen und Novellen. Glogau 1862.
Die Leute aus dem Walde. Braunschweig 1863.
Der Hungerpastor. Berlin 1864. (9. Auflage 1899.)
Drei Federn. Berlin 1865.
ferne Stimmen. Berlin 1865.
Abu Telfan. Stuttgart (Berlin) 1867.
Der Regenbogen. Sieben Erzählungen. Stuttgart und Leipzig 1869.
Der Schüdderump. Berlin 1870.
Der Dräumling. Berlin 1872.
Christoph Pechlin. Leipzig (Berlin) 1873.
Horacker. Berlin 1876.
Krähensfelder Geschichten. III. Braunschweig 1878.
Alte Nester. Berlin 1880.
Das Horn von Wanja. 1880.
fabian und Sebastian. 1882.

- Prinzessin Fisch. 1883.
 Villa Schönow. 1883.
 Pfisters Mühle. 1884.
 Zum wilden Mann. (Reclam) 1885.
 Unruhige Gäste. Berlin 1886.
 Im alten Eisen. Berlin 1887.
 Das Odfeld. Leipzig 1888.
 Der Ear. Braunschweig 1889.
 Stopfkuchen. Berlin 1891.
 Gutmanns Reisen. Berlin 1892.
 Kloster Eugau. Berlin 1893.
 Die Akten des Vogelfangs. Berlin 1893.
 Hastenbeck. Berlin 1899.
 Gesammelte Erzählungen. Band I—IV. Berlin
 1895—1900 (enthält die hier nicht aufgeführten
 Schriften Raabe's).

Bur Raabe - Litteratur.

- Paul Gerber: Wilhelm Raabe. Leipzig 1897.
 August Otto: Wilhelm Raabe. Minden 1899.
 Adolf Bartels: Wilhelm Raabe. Berlin 1901.
 Hans von Wolzogen: Raabenweisheit (Anthologie).
 Berlin 1901.

Vgl. ferner Nord und Süd, 1891, Band 56
 (E. Koppel); Bayreuther Blätter, 1891 (Karl Alberti);
 Frankfurter Zeitung, 1894, Nr. 91, 283, 316; Grenz-
 boten, 1896, sowie die zahlreichen Jubiläumsaufsätze
 vom Jahre 1901.

H. E.

folgende Hefte sind bereits erschienen:

- Heft 1. **Friedrich Nietzsche** von Dr. Paul Ernst.
Heft 2. **Josef Kainz** von Ferdinand Gregori.
Heft 3. **Hans Thoma** von Dr. Franz Servaes.
Heft 4. **Richard Strauß** von Dr. Erich Urban.
Heft 5/6. **Hermann Sudermann** von Dr. Hans Landsberg.
Heft 7. **Arnold Böcklin** von Rudolf Klein.
Heft 8/9. **Gabriele d'Annunzio** von Lady Dr. Blennerhassett.
-

Als weitere Hefte erscheinen in rascher Folge:

- Georg Brandes** Björnson.
S. Lublinski Multatuli.
Dr. Hermann Türck Jbsens Weltanschauung.
Dr. Felix Poppenberg . . . Hugo v. Hofmannsthal.
Dr. Gustav Kühl Detlev von Siliencron.
Karl Scheffler Ludwig von Hofmann.
Emile Zola und Antonin Proust Manet.
Dr. Rudolf Steiner . . . Ludwig Jacobowski.
Dr. Paul Bornstein . . . Maurice Maeterlinck.
Edmund Gosse Walt Whitman.
Dr. Hugo Habersfeld . . Richard Muther.
Dr. Franz Oppenheimer Kunst und Wirtschaft.
-

Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 16.

HA 687 A. 2



